

Neue Konstellationen für Männlichkeitsentwürfe – Potentiale einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft für Entwicklungsmöglichkeiten von Jungen und jungen Männern

Karin Flaake

1 Sozialisation und Geschlecht in Familien – Vorbemerkungen

Sozialisationsprozesse in Familien sind – so die Perspektive psychoanalytisch-sozialwissenschaftlicher Ansätze – von Anbeginn an auch von geschlechtsbezogenen Gehalten geprägt: Phantasien, die mit dem Geschlecht des Kindes verknüpft sind, gehen schon vorgeburtlich in Erwartungshaltungen der Eltern ein und strukturieren dann – oft entgegen bewusster Intentionen – frühe Beziehungsmuster (vgl. zusammenfassend Rendtorff 2003: 56ff.). Sobald Kinder über die sozialen Kategorien der Geschlechterdifferenzierung und der eigenen Geschlechtszugehörigkeit verfügen, spielen zudem *doing gender*-Prozesse – das Sich-Präsentieren als Mädchen oder Junge gemäß kulturell vorherrschenden Geschlechterbildern – eine Rolle (zur Bedeutung der Praktiken der Geschlechtsunterscheidung vgl. z.B. Kelle 2006).

Als strukturierende Rahmenbedingung für Sozialisationsprozesse in der Familie fungiert zudem eine gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, in der es überwiegend Frauen sind, die für die frühe Betreuung und Versorgung ihrer Kinder zuständig sind. An dieser Zuständigkeit hat sich in den vergangenen Jahrzehnten in der BRD trotz Veränderungen in geschlechtsbezogenen Zuweisungs- und Ungleichheitsmustern und in den Leitbildern für Geschlechterbeziehungen in Familien wenig verändert. So engagieren sich viele Männer zwar sehr viel stärker als noch ihre Väter im Bereich von Kinderbetreuung und -erziehung¹, Studien zur geschlechtsbezogenen Zeitverwendung zeigen jedoch, dass Frauen weiterhin den überwiegenden Anteil der

1 Ein Indikator für solche Tendenzen ist die von Vätern in Anspruch genommene Möglichkeit, nach der Geburt eines Kindes die Erwerbstätigkeit zu unterbrechen. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes haben 27,3 Prozent der Väter der 2011 geborenen Kinder Elterngeld bezogen. Es zeigen sich allerdings auch Grenzen der Beteiligung von Vätern an der frühen Kinderbetreuung: Drei von vier Vätern (77 Prozent) erhielten das Elterngeld für maximal zwei Monate, lediglich knapp sieben Prozent haben das Elterngeld für zwölf Monate in Anspruch genommen. Geschlechtsbezogene Ungleichheiten in der Nutzung des Elterngeldes

Familienarbeiten übernehmen und insbesondere in den ersten Lebensmonaten und -jahren die zentralen Bezugspersonen für ihre Kinder sind (vgl. zusammenfassend Rusconi/Wimbauer 2013; Wippermann 2014). Es ist naheliegend, dass eine solche Konstellation Auswirkungen auf Sozialisationsprozesse hat. So weist die Soziologin und Psychoanalytikerin Ilka Quindeau – Analysen der US-amerikanischen Sozialwissenschaftlerin und Psychoanalytikerin Nancy Chodorow aus den 1980er Jahren (Chodorow 1985) differenzierend aufgreifend (Quindeau 2013) – darauf hin, dass Kinder beiderlei Geschlechts, Jungen ebenso wie Mädchen, Wünsche nach emotionaler und körperlicher Nähe und Geborgenheit – auch gestützt durch gesellschaftliche Mutterbilder – an die Mutter, eine Frau, binden und bei gelingenden Interaktionen Entsprechendes wesentlich mit ihr erleben, während Väter eher für Abgrenzung und Distanzierung, für aktive Weltaneignung und Autonomie stehen.² Für Jungen ist damit – unter Bedingungen einer gesellschaftlichen Differenzierung der Geschlechter, die stärker auf Entgegensetzung als auf Ähnlichkeit basiert – eine spezifische Anforderung verbunden: Um im gesellschaftlichen Sinn männlich zu werden, um sich einer sozial akzeptierten Männlichkeit zu versichern, müssen im Verlauf des Heranwachsens, insbesondere in der Adoleszenz, weiblich konnotierte Anteile aus dem Selbstverständnis und der Selbstdarstellung ausgeschlossen werden. Frühe Identifizierungen mit als mütterlich und damit weiblich konnotierten Anteilen konfliktieren mit einem positiv besetzten Selbstbild als Junge und Mann, „andersgeschlechtliche Identifizierungen [fallen] bei der Ausbildung der Geschlechtsidentität [...] der Verdrängung anheim“ (Quindeau 2013: 187). Damit ist die innerpsychische Basis dafür gegeben, dass Fürsorge, liebevolle Bezogenheit und Verantwortung für familiäre Alltagsaufgaben – in geschlechtertheoretischen Analysen unter dem Begriff „care“ gefasst – weiterhin wesentlich als Terrain von Frauen gesehen werden und entsprechend in die gesellschaftliche Geringerbewertung des den Frauen zugewiesenen und als weiblich Konnotierten eingebunden sind (vgl. z.B. Brückner 2015; Fleßner 2013).

Im Folgenden geht es auf der Basis einer empirischen Studie um die auf die Sozialisation von Jungen und jungen Männern bezogenen Potentiale einer Familienform, in der sich Mütter und Väter von Anbeginn an die Verantwortung und Zuständigkeit für Familienaufgaben – die Betreuung und Versorgung der Kinder sowie die Hausarbeiten – geteilt haben und die Frauen kontinuierlich erwerbstätig waren. In einer solchen Konstellation haben Jungen die ersten

zeigen sich durch einen Vergleich mit den Frauen: 95 Prozent der Mütter bezogen Elterngeld, in neun von zehn Fällen für zwölf Monate. Verdeutlicht werden diese Ungleichheiten auch, wenn man die Zahl der das Elterngeld nicht in Anspruch nehmenden Väter benennt: Es sind 72,7 Prozent (Statistisches Bundesamt 2013). 2012 hat sich der Anteil der Väter, die Elterngeld bezogen, etwas erhöht (auf 29,3 Prozent), die durchschnittliche Bezugsdauer hat sich jedoch verkürzt: 78,3 Prozent erhielten das Elterngeld für maximal zwei Monate.

- 2 Zu den psychisch strukturierenden Funktionen von Vater und Mutter und den darin enthaltenen kulturtypischen Elementen vgl. Rendtorff 2003: 99f.

oft prägenden Beziehungserfahrungen mit Personen beiderlei Geschlechts gemacht, sie haben körperliche und emotionale Nähe nicht nur mit einer Frau, der Mutter, sondern auch mit einem Mann, dem Vater erfahren. Es geht um die Frage, inwieweit diese veränderten Rahmenbedingungen in der Familie für die Söhne Geschlechterbilder ermöglichen, in denen – über die Erfahrung liebevoll-versorgender Zuwendung des Vaters – Fürsorglichkeit, liebevolle Bezo-genheit und Verantwortung für familiale Alltagsaufgaben auch als Elemente einer positiv besetzten Männlichkeit gesehen und in eigene Identitätsentwürfe integriert werden können. Zentrale Bedeutung für entsprechende Entwicklungen von Jungen und jungen Männern haben dabei die Verhaltensmöglichkeiten der Eltern: Inwieweit ist es ihnen in der Beziehung zu ihren Söhnen möglich, sich auf eine Weise zu verhalten, die zu einer Verflüssigung tradierter Geschlechterkonstruktionen beitragen kann? Im Zentrum der folgenden Überlegungen stehen dabei insbesondere die innerpsychischen Herausforderungen, die für Väter und Mütter mit einem Konzept von paritätischer Elternschaft verbunden sind: jene Prozesse, über die sich trotz veränderter Familienkonstellation eine Weitergabe tradierter Orientierungen vollziehen kann, sowie Elemente der Prozesse, die einer Verflüssigung tradierter Geschlechterkonstruktionen zuträglich sein können.

2 Zur Studie

Die folgenden Analysen sind Teil einer umfassenderen Studie zu Familiendynamiken und Sozialisationsprozessen in Familien mit einer in der Partnerschaft geteilten Elternschaft (zu Dynamiken in der Partnerschaft und Entwicklungsmöglichkeiten der Töchter vgl. die ausführliche Darstellung der Ergebnisse in Flaake 2014).

In die Untersuchung einbezogen sind zwölf Familien, in denen sich die Eltern von Anbeginn an die Verantwortung für die Betreuung, Versorgung und Erziehung der Kinder sowie die Hausarbeiten geteilt haben. Den Frauen hat diese Aufgabenteilung mit dem Partner eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit ermöglicht. Es sind heterosexuell lebende Familien aus einem städtisch orientierten westdeutschen Mittelschichtmilieu mit hohem Ausbildungsniveau und ohne Einwanderungsgeschichte, zudem Familien, in denen eine ausreichende finanzielle Basis für die Realisierung partnerschaftlicher Elternschaftsvorstellungen und die Möglichkeit zu Teilzeitarbeit oder flexiblen Arbeitszeitgestaltungen gegeben ist.³ Befragt wurden Mütter und Väter sowie deren Söhne und

3 Bezogen auf die Väter wurde als Kriterium für die Auswahl der Familien festgelegt, dass sie sich – nach eigenen Angaben und denen der Partnerin – schon frühzeitig mindestens ebenso

Töchter, die zwischen 13 und 27 Jahre alt und damit in einer lebensgeschichtlichen Phase waren, in der sich Geschlechterbilder und geschlechtsbezogene Identitäten neu konstellieren bzw. schon konstelliert haben. Die Familienmitglieder wurden getrennt voneinander auf der Grundlage eines flexibel zu handhabenden Leitfadens befragt, in dem lediglich zentrale Themenbereiche aufgeführt waren. Zur Auswertung der Interviews diente eine Verbindung von psychoanalytisch orientiertem mit einem textanalytischen Vorgehen. In einem ersten Schritt wurden nach einem psychoanalytisch orientierten Verfahren zentrale Muster und Themen der Interviews und der Familien herausgearbeitet. Dabei waren neben den manifesten Gehalten der Interviews auch Irritationen, die sich an Besonderheiten des Textes festmachen ließen, und die Dynamiken in der Interpretationsgruppe Mittel zum Verstehen. Auf diese Weise war es möglich, auch latente, nicht bewusste Gehalte herauszuarbeiten. In einem zweiten Schritt wurden diese Muster und Themen als Vermutungen benutzt, die es durch ein genaues textanalytisches Vorgehen zu bestätigen oder aber zu modifizieren bzw. abzulehnen galt (zur Methode vgl. Flaake 2014; Frommer 2007; Klein 2000). Auf dieser Basis wurde für jede Familie eine ausführliche Fallstudie erarbeitet, in der es sowohl um die Dynamiken in der Paarbeziehung als auch um die Interaktionsmuster zwischen den Vätern bzw. Müttern und ihren Söhnen bzw. Töchtern geht.

Die Fokussierung auf Familien aus einem nicht migrantisch geprägten Mittelschichtmilieu lässt keine Aussagen über allgemeinere Orientierungsmuster von Paaren in der BRD zu, die sich um eine in ihrer Beziehung geteilte Elternschaft bemühen. Es lassen sich jedoch Aussagen über mögliche Problemkonstellationen machen, auf die Frauen und Männer treffen, wenn sie in ihrer Familie andere als die gesellschaftlich vorherrschenden Formen geschlechtsbezogener Aufgabenverteilungen leben wollen. Deutlich werden können die Herausforderungen, die für Frauen und für Männer mit einer Verflüssigung traditioneller geschlechtsbezogener Zuweisungen verbunden sein können, sowie unterschiedliche Umgangsweisen mit diesen Herausforderungen.

umfassend wie die Mütter an der Kinderbetreuung und -erziehung sowie der Hausarbeit beteiligt haben. An Berufen der Mütter und Väter sind vertreten: Tätigkeiten als Lehrende an Schulen oder in anderen Ausbildungsbereichen, z.B. der Erwachsenenbildung, andere Tätigkeiten im öffentlichen Dienst, meist in höheren Positionen, Tätigkeiten im sozialpädagogischen Bereich, leitende Funktionen in privatwirtschaftlichen Unternehmen und Arbeiten als Selbstständige im Familienunternehmen.

3 Vater-Sohn-Beziehungen und innerpsychische Herausforderungen für Väter: Weitergabe eigener erlebter Begrenzungen und Veränderungsmöglichkeiten

In den in die Untersuchung einbezogenen Vater-Sohn-Beziehungen zeigen sich Erweiterungen tradierter Geschlechterbilder neben Beharrungstendenzen. So schafft die zeitlich umfassende und kontinuierliche Anwesenheit des Vaters in der Familie neue Formen der Nähe und Verbundenheit zwischen Vätern und Söhnen, eine Vertrautheit miteinander, die sich in Familien, in denen die Väter durch eine vollzeitige Erwerbstätigkeit in geringerem Maße für ihre Kinder präsent sind, nur schwer entwickeln kann (zu Vater-Sohn-Beziehungen in Familien mit vollzeitiger Erwerbstätigkeit des Vaters und Zuständigkeit der Mutter für Familienarbeiten vgl. Flaake 2005). Ein 22-jähriger junger Mann schildert die gute Beziehung zu seinem Vater vor dem Hintergrund der Erfahrungen in den Familien seiner Freunde, in denen die Väter weniger anwesend sein können: „Die haben nicht so ’n unsichtbares Band zum Vater, so dass man immer wieder nach Hause kommt. Und sich nicht so lange hinsetzt und so lange redet, über alles, über Gott und die Welt. Da hätte ich nicht so ’n gutes Verhältnis zu meinem Vater, und man würde sich nicht so schätzen.“ Ähnlich äußert sich der 24-jährige Bruder: „Er [der Vater, K.F.] war immer da. Das war toll.“ In einigen Interviews wird deutlich, dass die Voraussetzung für eine liebevolle, vertraute Beziehung zum Vater der Zeitfaktor ist: Ohne die Möglichkeit, viel Zeit mit dem Vater zu verbringen, hätte sich – so wird betont – keine so intensive Beziehung ergeben. „Dadurch dass er sehr viel zu Hause ist, können wir viel zusammen machen. Sonst wäre das Verhältnis ganz anders. Ich glaube, dann würde ich mich gar nicht an meinen Vater wenden mit irgendwelchen Fragen“, berichtet ein 18-jähriger junger Mann, und ähnlich ein 20-jähriger: „Sonst hätte ich ’ne größere Distanz zu meinem Vater. Wenn er voll gearbeitet hätte, wär das ’ne sehr abwesende Rolle gewesen. So war es schön.“

Zugleich werden in den meisten der untersuchten Vater-Sohn-Beziehungen jedoch Begrenzungen deutlich, wenn es um eine zärtlich-liebevolle körperliche Nähe und ein Sich-weich-und-verletzlich-Zeigen geht, Begrenzungen, die sowohl einige Söhne als auch Väter mit Bedauern schildern. So beschreibt ein 22-jähriger junger Mann seinen Vater als „unnahbar“, als „verschlossenen Menschen“, der „sehr sparsam“ mit Umarmungen und anderen Gesten der Zuneigung ist. „Mein Vater redet nicht viel. Er ist nicht so aufgeschlossen und zeigt nicht so seine Gefühle. Dadurch haben wir nie über das, was uns bewegt, gesprochen“, schildert er eine emotionale Distanz, die sich trotz der umfassenden Präsenz des Vaters von Anbeginn an und zahlreicher von beiden als befriedigend erlebter gemeinsamer Alltagsunternehmungen herausgebildet hat. „Dass das Körperliche dann doch so zwischen den Männern ziemlich selten

vorkommt“, kennzeichnet ein Vater die Beziehung zwischen sich und seinen Söhnen, „Bemitleiden oder Betüddeln, das war nicht so mein Ding“, ergänzt er selbstkritisch.

In vielen der untersuchten Vater-Sohn-Beziehungen sind Aktivitäten wichtig, in denen der Wunsch zum Ausdruck kommt, sich einer gemeinsamen Männlichkeit zu versichern. Große Bedeutung haben männlich konnotierte Bereiche wie Fußball und abenteuer- und risikoreiche Unternehmungen, zudem spielerisch-aggressive Wettkämpfe, in denen Väter und Söhne ihre Kräfte miteinander messen. In diesen Aktivitäten sind liebevolle Seiten enthalten, jedoch auf eine spezifische Weise: Nähe und Verbundenheit werden begrenzt durch ihre Einbindung in Gegenteiliges, in oft konkurrenzorientierte, aggressive und damit Abgrenzung schaffende Verhaltensmuster. So ist es auch in Vater-Sohn-Beziehungen, in denen die Väter ihre kleinen Söhne schon früh betreut und versorgt haben, nicht leicht, zu einem veränderten Verständnis von Männlichkeit zu finden, in dem auch eine zärtlich-liebevolle körperliche Nähe untereinander und das Zeigen weicher, verletzlicher Seiten Raum haben.

In zahlreichen Interviews mit Vätern wird eine Weitergabe von Begrenzungen in Vater-Sohn-Beziehungen über die Generationen hinweg deutlich. Nahezu alle Väter beschreiben, dass sie ihren eigenen Vater als wenig liebe- und verständnisvoll erlebt und das als Mangel empfunden haben. „Liebevoller Gesten gab es so gut wie keine, da war nie so 'ne Zuneigung da“; „Ich hätte mir mehr Vaterliebe und Anerkennung gewünscht“; „Dass man sich auch umarmen darf, das hab ich bei meinem Vater nie kennengelernt, da hieß es, ein Junge weint nicht, ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich getröstet worden bin“, sind typische Schilderungen von Vätern über ihre Beziehung zum eigenen Vater. „Von daher war dieses Sven in den Arm nehmen immer so 'n bisschen verhalten“, verbindet ein Vater seine körperliche Distanz zum Sohn mit eigenen Erfahrungen: „Ich hab körperliche Berührung mit meinem Vater überhaupt nicht erlebt.“ Er wollte es mit seinem Sohn ganz anders machen: „So auf keinen Fall“, habe er sich nach der Geburt des Kindes gesagt, ist dann jedoch mit den Grenzen seiner inneren Möglichkeiten konfrontiert worden.

Deutlich werden Facetten jener Prozesse, über die sich – trotz anderer Intentionen – die Weitergabe eigener erlebter Beschränkungen an die Kinder, aber auch die Veränderung erlebter Muster vollziehen kann. Die intensive Beziehung zu Kindern und Jugendlichen bedeutet immer auch die Wiederbegegnung mit eigenen früheren Erlebensweisen, mit eigenen früheren Wünschen und Ängsten und deren Umgestaltung in der Auseinandersetzung mit der sozialen Umgebung. Diese Prozesse der Umgestaltung sind auch wesentlich von gesellschaftlichen Geschlechterbildern geprägt, für heranwachsende Jungen als akzeptabel bzw. unerwünscht Erlebtes hängt eng mit gesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktionen zusammen. Durch die Begegnung mit ihren Söhnen werden in Vätern sowohl eigene frühere Wünsche als auch deren Verarbeitungsformen in sozialen Beziehungen aktualisiert, verdrängt, unbewusst

gemachte Bedürfnisse kehren wieder und müssen erneut verarbeitet werden. Diese erneute Verarbeitung kann auf unterschiedliche Weise geschehen: Im kleinen Sohn können noch einmal all jene Gefühlsäußerungen und Wünsche abgewehrt werden, die Väter selbst früher als wenig akzeptabel erfahren haben, Väter können die Wiederbegegnung mit verdrängten früheren Strebungen aber auch zu Prozessen eigener Veränderung nutzen, zu einer Erweiterung emotionaler Möglichkeiten in der Beziehung zum Sohn, die langfristig auch Männlichkeitsbilder erweitert.

Einige Väter haben die durch die Beziehung zum Sohn angestoßenen Verunsicherungen aufgelöst, indem sie aus der überlegenen Position des erwachsenen Mannes am Sohn wiederholt haben, was sie selbst früher erlebt hatten. Im kleinen Sohn sind all jene Verhaltensweisen und Wünsche erneut abgewehrt worden, die in der eigenen Kindheit als wenig akzeptabel erlebt und in Prozessen des Aufwachsens als Junge und Mann zunehmend aus dem Selbstbild ausgeschlossen wurden.⁴ So berichtet ein Vater selbstkritisch, dass es ihm nicht möglich war, einfühlsam mit für den Sohn Schmerzlichem umzugehen, seine Angebote an ihn zielten darauf, Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Leid in ihr Gegenteil zu verkehren: in die einseitige Betonung von Autonomie und ein Bemühen um Unabhängigkeit und Stärke. „Ich habe Dinge unbeachtet gelassen. Also gar nicht gekuckt, was macht der eigentlich, sondern mir gesagt, der kommt schon klar“, schildert dieser Vater seine Tendenzen, die trost- und liebesbedürftigen Seiten des Sohnes, seine Wünsche nach zärtlichem Austausch übersehen und mit ihm einseitig stark bewegungsorientierte, oft mit dem Risiko von Verletzungen verbundene Aktivitäten – „Toben und Tollen, wilde Sachen, auch Gefährliches, das konnte nicht wild und toll genug sein“ – geteilt zu haben. Beschrieben werden Entwicklungen des Sohnes, durch die er Emotionen, die Ausdruck von Verletzlichkeit, Schmerz und Schwäche waren, immer weniger zeigen konnte und ihm so der innere Bezug zu solchen Gefühlen verloren zu gehen drohte: „Er hat sich immer versteckt, wenn er geweint hat. Er hatte so 'ne Art, sich sehr zurückzuziehen, wenn es ihm schlecht ging, wenn er Probleme hatte. Er hat wenig kommuniziert, hat das mehr so mit sich ausgemacht, schon als Kind.“ „Ich konnte ihm das nicht anders zeigen“, beschreibt dieser Vater seine eigenen Grenzen, die auch damit zusammenhängen, dass er durch die Begegnung mit der Abhängigkeit und Hilflosigkeit des Neugeborenen eine für ihn schwer erträgliche „Entbehrung“ spürte, wohl eine Erinnerung an eigene frühere Erlebensweisen, der er durch eine Distanzierung von entsprechenden Gefühlen des Sohnes zu begegnen suchte.

4 Vera King beschreibt die diesem Muster zugrunde liegenden Prozesse anschaulich: Kinder rühren „an kritische Punkte der eigenen Entwicklungsgeschichte [...]. Der Vater [kann] auf schmerzliche Weise mit der Erfahrung konfrontiert sein, dass das, was sein Kind von ihm möchte, er selbst nicht bekommen hat. Die Absicht, [...] gegenüber dem kleinen Sohn väterlich zu sein, kann dadurch von auftauchenden Mangelgefühlen [...] überwältigt und [...] verhindert werden, vor allem dann, wenn er sich mit seinen eigenen Entbehrungen emotional nie auseinandergesetzt hat“ (King 2013: 41).

Ein anderer Vater schildert ähnliche Verhaltensmuster gegenüber seinem Sohn: „Da ist der Tim mal bei uns im Garten mit anderen Kindern wild rumgerannt und mit dem Kopf voll vor die Schaukel. Er war ganz erschrocken und hat mich angeguckt, so fragend, was ist jetzt passiert? Ich hab dann gesagt, toll, nichts passiert, weiter. Und da ist er weiter gerannt, hat nicht geweint und so, obwohl er hinterher ’ne dicke Beule am Kopf hatte.“ Mit „Toll, nichts passiert, weiter“ auf die Frage des kleinen Sohnes „Was ist [...] passiert?“ wird die Botschaft vermittelt, dass es am besten sei, Schmerzen zu ignorieren – sie zu „nichts“ werden zu lassen – und sie durch nach außen gewandtes Agieren zu übergehen – „weiter“ zu ‚rennen‘ –, wohl ein Muster, das in der Kindheit des Vaters auch für ihn selbst prägend war und das er an seinen Sohn weitergibt. Früher als schmerzlich Erlebtes wird auf diese Weise im Sohn erneut abgewehrt, eine damals entwickelte Bewältigungsstrategie damit erneut stabilisiert.

Einigen Vätern ist es von Anbeginn an möglich gewesen, eine körperlich nahe und emotional offene Beziehung zum Sohn herzustellen, anderen gelang es, das Bedauern über den Mangel an emotionaler und körperlicher Nähe zum Sohn umzusetzen in eigene Veränderungen und damit auch Wandlungen in der Beziehung zum Sohn. Diese Väter hatten keine bessere Beziehung zu ihrem Vater erlebt als die übrigen, es war ihnen aber möglich, die Beziehung zum Sohn für eigene Weiterentwicklungen zu nutzen. Eigene, im Verlauf des Heranwachsens verdrängte Strebungen wurden nicht im kleinen Sohn erneut abgewehrt, sondern waren Auslöser für eigene Veränderungen, für eine emotionale Öffnung und damit für eine partielle Korrektur der Auswirkungen eigener früherer Sozialisationserfahrungen (vgl. Schon 2002: 29). So schildert ein Vater, dass er sich durch die intensive Beziehung zu den Söhnen mit seinen eigenen früheren Erfahrungen als Kind auseinandersetzen konnte, ein für ihn wesentlicher Aspekt seiner persönlichen Weiterentwicklung, der es ihm ermöglicht hat, sich den Söhnen gegenüber anders zu verhalten, als er es selbst erlebt hat: „Das war wichtig für meine persönliche Entwicklung. Wenn man kleine Kinder ernst nimmt, kommen viele eigene Familiendinge wieder hoch, die eigene Familiengeschichte. Es hat mich bereichert in der Fähigkeit, mich mit meinen eigenen Lebensthemen und familiären Belastungen auseinanderzusetzen und Dinge ganz bewusst anders zu gestalten, als ich sie erlebt habe.“ Möglich wurde diese „persönliche Entwicklung“, weil er sich von der „Lebendigkeit“ seiner Söhne berühren lassen und dadurch emotionale „Verkrampfungen“ – gefühlsmäßige Blockaden – lösen konnte: „Die Kinder mit ihrer Lebendigkeit und ihrer Energie, das habe ich bei beiden als so bereichernd erlebt, es hat viele Verkrampfungen bei mir gelöst.“ Gegenüber seinen Söhnen konnte sich dieser Vater auch mit weichen, verletzbaren Seiten zeigen, z.B. bei einer schweren Erkrankung seiner Mutter, eine Qualität der Beziehung, die die Söhne schätzen und die auch ihr Männlichkeitsbild verändert hat. So berichtet

der ältere, 22 Jahre alte Sohn: „Wir haben uns da noch mal sehr intensiv kennengelernt über die Geschichte mit seiner Mutter. Weil er mir die Möglichkeit gegeben hat, auch über diese ganz emotionalen Themen zu reden. Er ist da emotional sehr berührt gewesen, hat auch die Schmerzen zugelassen. Ich konnte seine Verletzlichkeit sehen und auch meine Verletzlichkeit, meine Ängste zeigen. Er hat mich nah an sich rankommen lassen, wir sind uns emotional genauso nahe gekommen wie ich mit meiner Mutter. Ich hab mich ihm da sehr verbunden gefühlt.“ Die Wertschätzung für die emotionale Offenheit des Vaters verbindet er mit einem veränderten, für ihn positiven Männlichkeitsbild: „Das hat meine Beziehung zu ihm verstärkt, weil ich ihn als Mann wahrgenommen hab, der diese emotionale Seite leben kann und sich dafür nicht schämt, und das fand ich toll.“ Er beschreibt auch sich als Person, die sich um eine solche Verbindung von emotionaler Offenheit und Mannsein bemüht.

4 Mutter-Sohn-Beziehungen und innerpsychische Herausforderungen für Mütter: Auseinandersetzung mit gesellschaftlich nahegelegten Mutterbildern

Die Mutter-Sohn-Beziehung hat in den meisten der in die Untersuchung einbezogenen Familien – sowohl nach den Schilderungen der Söhne als auch denen der Mütter und Väter – eine andere Qualität als die Vater-Sohn-Beziehung: Trost, Wärme, Geborgenheit und liebevolle körperliche Nähe gab es in der Kindheit der Söhne sehr viel stärker in der Beziehung zur Mutter, auch derzeit verbinden die Söhne solche Beziehungsqualitäten stärker mit ihrer Mutter als mit dem Vater. Ein 13-Jähriger beschreibt den Unterschied zwischen der Liebe zum Vater und zur Mutter so: „Ich hab meinen Vater auf jeden Fall sehr lieb, aber das ist was anderes als bei meiner Mutter. Mit meinem Vater, das ist mehr so Kumpel, freundschaftsmäßig. Mit meiner Mutter umarme ich mich öfter und wenn ich ein Problem hab geh ich eher zu ihr.“ So hat sich ein Element tradiert geschlechtsbezogener Zuordnungen auch in Familien erhalten, in denen eine Verflüssigung solcher Zuordnungen angestrebt wird: die Frauen als die für Fürsorge im Sinne von Trost, Wärme, Geborgenheit und körperliche Nähe Zuständigen, die Männer als die primär Abgrenzung, Autonomie, Rationalität und aktiv nach außen Gewandtes Repräsentierenden. Dem liegt ein Zusammenspiel der Orientierungs- und Verhaltensmuster in der Paarbeziehung zugrunde, das Ausdruck gesellschaftlicher Geschlechterkonstruktionen ist.

Der für die Mehrzahl der befragten Väter kennzeichnenden Hemmung, wenn es um emotionale Offenheit und eine zärtliche körperliche Nähe zum kleinen Sohn geht, entspricht auf Seiten der in die Untersuchung einbezogenen

Mütter eine große Bereitschaft, sich auf die emotionale Befindlichkeit ihrer Kinder einzulassen und sich umfassend für sie verantwortlich zu fühlen. Deutlich wird die große Bedeutung normativer Bilder von einer ‚guten Mutter‘⁵, die für Frauen eine Verführung schaffen können, sich insbesondere in der frühen Beziehung zum Kind in einer herausgehobenen Position zu erleben, eine Haltung, die verhindern kann, dass dem Partner Raum für eine gleichgewichtige und eigenständige Gestaltung der Beziehung zum Kind gelassen wird. So können in normative Bilder einer ‚guten Mutter‘ eingebettete gesellschaftliche Stilldiskurse (vgl. Freudenschuß 2012) bei Frauen zu einer – ursprünglichen Planungen zuwiderlaufenden – Haltung beitragen, sich insbesondere in den ersten Lebensmonaten als einzigartige, dem Partner überlegene Bezugsperson für ihr Kind zu erleben. „Ich fühlte mich so was von unersetzlich“, beschreibt eine der Befragten ihre Gefühle beim Stillen, zu dem sie sich, trotz Brustentzündung, gezwungen hat. „Ich wollte das unbedingt packen, ich wollte das Kind stillen“, schildert sie den Druck, unter dem sie sich gefühlt hat. Nahegelegt wird die Vorstellung von einer einzigartigen Bedeutung der Mutter – z.B. der mütterlichen Milch als Nahrung – für das Kind, eine Vorstellung, die als Kehrseite des narzisstischen Gewinns – des Gefühls einzigartiger Bedeutsamkeit – immer auch die Gefahr von Versagensängsten und Schuldgefühlen enthält. In den Schilderungen einer der Befragten wird das Zusammenspiel von inneren Bindungen an Vorstellungen von einer guten Mutter, Versagensängsten und zugleich Gefühlen, besonders wichtig für das Kind, einen kleinen Sohn, zu sein, besonders deutlich. Obwohl es eine Vereinbarung in der Partnerschaft gibt, dass beide Elternteile gleichermaßen zuständig sind, wenn der Sohn nachts aufwacht und schreit, ist es doch die Mutter, die schneller reagiert und ihrem Partner damit die Möglichkeit nimmt, selbst aktiv zu werden. „Ich kann nicht schlafen, ich bin dann hellwach und kriege so ein Schreck-was-muss-ich-machen-Gefühl“, beschreibt sie ihre Empfänglichkeit für Signale des Kindes, zu dem sie eine „sehr innige Beziehung“ schildert. Sie scheint schon auf seine Rufe zu warten: Sie „kann nicht schlafen“ und ist „hellwach“. Zugleich ist dieses Warten mit Unsicherheit und Angst verbunden: „Schreck, was muss ich machen?“, fragt sie sich, wohl in der Befürchtung, auf Signale des Kindes – vielleicht im Sinne des Bildes von einer einfühlsamen Mutter, die die Äußerungen ihres Kindes unmittelbar zu verstehen in der Lage ist – nicht angemessen reagieren zu können. Diese Verbindung von Gefühlen eigener Bedeutsamkeit, Resonanzbereitschaft, wenn es um Äußerungen von Bedürftigkeit des Kindes geht, und Versagensängsten hat die Basis geschaffen für große

5 Die normative Wirkung von Bildern einer ‚guten Mutter‘ – die Vorstellung, dass die Mutter insbesondere in den ersten Lebensmonaten und -jahren die beste Bezugsperson für ihr Kind ist und sie ganz für es da sein sollte – sowie die damit immer auch verbundenen Versagensängste und Schuldgefühle sind in Westdeutschland stärker ausgeprägt als in Ostdeutschland (vgl. Heß 2010: 261ff.; Kortendiek 2010).

Bemühungen, dem Sohn gerecht zu werden, und damit für eine besonders innige Mutter-Sohn-Beziehung, die wiederum nahelegt, dass das Kind sich mit Wünschen nach Trost, Wärme, Geborgenheit und zärtlich-liebevoller körperlicher Nähe stärker an die Mutter als an den Vater wendet, eine Situation, die von der Befragten als befriedigend und als Vorteil gegenüber dem Partner und vom Partner einerseits als kränkend, andererseits aber auch als entlastend erlebt wird, weil er sich zunächst sehr unsicher in der Beziehung zu seinem Sohn fühlte.

In den Familien, in denen die Väter mit ihren Söhnen eine auch von zärtlich-liebevoller körperlicher Nähe und emotionaler Offenheit getragene Beziehung entwickeln konnten, wird deutlich, dass dem auf Seiten der Frauen eine Relativierung der eigenen Bedeutsamkeit als Mutter entspricht. Diese Relativierung wird von den Frauen einerseits als erleichternd erlebt – denn insbesondere die frühe Beziehung zu Kindern ist mit einer Vielzahl widersprüchlicher Gefühle verbunden, zu denen auch Beängstigendes und Verunsicherndes gehört (vgl. z.B. Freiburger 2007) –, andererseits aber auch als schmerzlich: „Da ist Lars [der Sohn, K.F.] vom Fahrrad gefallen, weint: Papaaa, statt Mama. Das ist einfach die erste Reaktion, und das tut dann schon weh“, beschreibt eine der Befragten ihre Gefühle, als sie die starke Bindung des Sohnes an den Vater bemerkt. Die Schilderungen des Vaters zeigen die große Zuneigung, körperliche Zärtlichkeit und emotionale Offenheit in der Beziehung zum jetzt 13-jährigen Sohn: „Ich war schlecht gelaunt und hab mich Lars gegenüber aufgebaut, ich wollte durchsetzen, dass er den Müll sofort runterbringt. Das ging zu weit, was ich da getrieben hab, das ging nicht. Dann bin ich zu ihm hoch gegangen und hab mich bei ihm entschuldigt. Er hat mir sofort verziehen. Er hat mich sofort in den Arm genommen und gesagt, war ja vielleicht auch doof, dass ich das nicht gemacht habe. Da war ich ganz angerührt, dass er mich so nehmen kann, obwohl ich da so ’n Zampano gemacht hab. Er war ganz offen in dem Moment, hätte ich fast geheult.“ Es gibt – jenseits adoleszenter Abgrenzungsbemühungen des Sohnes, über die auch berichtet wird – eine Ebene zwischen beiden, durch die es möglich ist, dass der Vater gegenüber seinem Sohn Fehler eingestehen und der Sohn diese Haltung des Vaters annehmen kann: Er ‚verzieh‘ ihm „sofort“ und gab zu, dass auch sein Verhalten problematisch – „doof“ – war. Beide, Vater und Sohn, zeigten sich einander „ganz offen“, der Vater war „ganz angerührt“ vom Verständnis seines Sohnes, er „hätte [...] fast geheult“, der Sohn konnte dem Vater seine Zärtlichkeit zeigen: Er ‚nahm‘ ihn „in den Arm“. Diese innige Vater-Sohn-Beziehung konnte sich entwickeln, weil es der Mutter möglich war, ihren Schmerz über die zeitweise nur sekundäre Bedeutung für den Sohn auf eine Weise zu verarbeiten, durch die die Eigenständigkeit und Intensität dieser Beziehung nicht beeinträchtigt wurde.

Auch in einer anderen Familie wird deutlich, dass der Offenheit des Vaters für eine innige Beziehung zu seinen Söhnen eine Bereitschaft seitens der Part-

nerin entspricht, Abschied von Vorstellungen eigener herausgehobener Be-
deutsamkeit zu nehmen. Die Befragte schildert als Folge entsprechender Ver-
änderungen in ihren Perspektiven auf Elternschaft ihr Bemühen, eigenständige
Vater-Sohn-Beziehungen aktiv zu unterstützen: „Jetzt macht ihr was zusam-
men“, habe sie dann oft gesagt und sich „absichtlich aus diesen Aktivitäten
zurückgezogen, weil ich wollte, dass das deren Ding ist“. Sie kann die sich
entwickelnde Intensität wertschätzen: Die „innige Beziehung“ zwischen ihrem
Partner und den Söhnen ist für sie „wunderschön“. Auf dieser Basis entwickelt
sich eine Vater-Sohn-Beziehung, die der ältere Sohn als ebenso intensiv wie
die zur Mutter beschreibt.

5 Resümee

Ein zentrales Element gesellschaftlicher Geschlechterkonstruktionen mit den
damit verbundenen Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis bezieht sich auf
die Verknüpfung fürsorgebezogener Qualitäten mit Weiblichkeit und – damit
zusammenhängend – die Zuweisung des gesellschaftlich unverzichtbaren, aber
im Vergleich zur Erwerbsarbeit deutlich geringer bewerteten Bereichs von
,care‘, von Fürsorge und Zuwendung, an Frauen (vgl. z.B. Brückner 2015;
Fleißner 2013). In den Einzelnen verankert wird eine solche Zuweisung wes-
entlich über Prozesse geschlechtsbezogener Sozialisation in Familien mit pri-
märer Zuständigkeit der Mütter für Familienarbeiten: Die Erfahrung körperli-
cher und emotionaler Fürsorge vermittelt sich unter diesen Bedingungen wes-
entlich über die Beziehung zu einer Frau, der Mutter; sie ist – auch bei Er-
werbstätigkeit – die für Familienarbeiten zentral Zuständige, während für
Selbstdefinitionen und Identitätskonstruktionen von Männern – auch wenn sie
sich zunehmend bei Kinderbetreuung und -erziehung beteiligen – Außerfami-
liales, insbesondere der Bereich der Erwerbsarbeit zentral ist (vgl. z.B. Kor-
tendiek 2010). Veränderte Aufgabenverteilungen in Familien können ein erster
Schritt hin zu Umgestaltungen gesellschaftlicher Weiblichkeits- und Männ-
lichkeitskonstruktionen sein: Wenn auch Männer für ihre Kinder von Anbe-
ginn an als liebevoll-fürsorgliche Personen und Frauen als in einem Bereich
außerhalb der Familie Engagierte erfahrbar werden, können – bezogen auf die
Söhne – Geschlechterbilder möglich werden, in denen Fürsorglichkeit, liebe-
volle Bezogenheit und Verantwortung für familiäre Alltagsaufgaben auch als
Elemente einer positiv besetzten Männlichkeit gesehen und in eigene Identi-
tätsentwürfe integriert werden. In den Interviews mit Paaren, die sich für eine
in ihrer Beziehung geteilte Zuständigkeit für Familienarbeiten und eine konti-
nuierliche Erwerbstätigkeit der Mutter entschieden haben, wird deutlich, dass
Veränderungen geschlechtsbezogener Zuordnungen in den Alltagsarrange-

ments mit Verunsicherungen verbunden sein können, denn bisherige Selbstdefinitionen und für das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein als wichtig Erlebtes verlieren an selbstverständlicher Gültigkeit. Für Männer und für Frauen ist dabei Unterschiedliches verunsichernd; wie mit diesen Verunsicherungen umgegangen werden kann, gestaltet den Verlauf der in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft: ob Verunsicherungen für eigene Veränderungen genutzt werden können oder aber durch den Rückgriff auf traditionelle Muster stillgestellt werden.

Für Männer kann es in der Beziehung zu ihren Söhnen besonders verunsichernd sein, mit eigenen, in Prozessen des Aufwachsens als Junge aus dem Selbstbild und Selbstbewusstsein ausgeschlossenen und als weiblich definierten Anteilen konfrontiert zu werden. Das betrifft insbesondere Gefühle, die Ausdruck von Bedürftigkeit, Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Hilflosigkeit sind, aber auch Wünsche nach zärtlich-liebvoller körperlicher Nähe unter Männern. Ihren Söhnen Fürsorge im Sinne von Trost, Wärme, Geborgenheit und körperlicher Nähe geben zu können, ist für Väter mit der Herausforderung verbunden, entsprechende Anteile in sich selbst zuzulassen und in ein positiv besetztes Selbstbild zu integrieren.

Für Frauen ist eine in der Paarbeziehung geteilte Elternschaft mit der Herausforderung verbunden, sich zu trennen von Vorstellungen einer herausgehobenen Bedeutsamkeit als Mutter, insbesondere in der frühen Beziehung zum Kind, und diese von Anbeginn an offen zu halten für eine gleichgewichtige Gestaltungsmöglichkeit des Partners. Solche Prozesse können als schmerzlich erlebt werden – bedeuten sie doch den Abschied von narzisstischen Gratifikationen durch das Gefühl einzigartigen Wichtigseins – aber auch als Entlastung, denn die wesentlich durch gesellschaftlich nahegelegte normative Bilder einer ‚guten Mutter‘ geprägten Vorstellungen enthalten als Kehrseite zugleich die Gefahr von Versagensängsten und Schuldgefühlen.

Gelingt Paaren das Zusammenspiel von Veränderungen – Männern die Integration als weiblich definierter Anteile in ihr Selbstbild, Frauen die Relativierung von Vorstellungen mütterlicher Bedeutsamkeit –, ergeben sich für die Söhne Erfahrungsmöglichkeiten, die die Basis für Männlichkeitsbilder sein können, in denen liebevolle Bezogenheit und Fürsorge für andere enthalten sind. Entsprechende Veränderungen sind jedoch für Eltern nicht leicht und für viele nur partiell und schrittweise möglich. Aber auch solche vorsichtigen Wandlungsprozesse der Eltern schaffen – verglichen mit den Möglichkeiten, die Familien mit Zuständigkeit der Mütter für Familienarbeiten bieten – erweiterte Entwicklungschancen für die Söhne: Bei allen befragten Söhnen gibt es in den eigenen Zukunftsvorstellungen eine Offenheit für egalitäre Geschlechterbeziehungen in der Familie, wenn auch bei einigen zugleich mit einer Sympathie für traditionelle Arrangements: Sie würden sich wesentlich auf Initiative der Partnerin für eine egalitäre Aufgabenverteilung entscheiden, weniger jedoch basierend auf eigenen Wünschen. In allen Vater-Sohn-Beziehungen hat

sich eine Form der Nähe und Verbundenheit, der Vertrautheit miteinander entwickelt, die in Familien mit zeitlich geringerer Präsenz des Vaters kaum Chancen gehabt hätte, sich herzustellen. Diese Beziehungsqualitäten zwischen Vätern und Söhnen können Auswirkungen auf zukünftige Beziehungsgestaltungen der Söhne als Väter haben: Für sie wird die Begegnung mit Bedürftigkeit, Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Hilflosigkeit ihrer Söhne möglicherweise nicht mehr so verunsichernd sein wie für ihre Väter, so dass eine größere Bandbreite von Gefühlen in der Vater-Sohn-Beziehung Raum hat.

Literatur

- Brückner, Margrit (2015): Care als beziehungsorientierte Tätigkeit. In: Sozial Extra 1, 39. Jg., S. 26–31.
- Chodorow, Nancy J. (1985): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive.
- Flaake, Karin (2005): Junge Männer, Adoleszenz und Familienbeziehungen. In: King, Vera / Flaake, Karin (Hrsg.): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein. Frankfurt a. M. / New York: Campus, S. 99–120.
- Flaake, Karin (2014): Neue Mütter – neue Väter. Eine empirische Studie zu veränderten Geschlechterbeziehungen in Familien. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fleßner, Heike (2013): Arbeit und Fürsorglichkeit. Alltägliche Geschlechterverhältnisse und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit. In: Sabla, Kim-Patrick / Plöber, Melanie (Hrsg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 79–98.
- Freiberger, Elfi (2007): Die Reaktivierung des inneren Kindes. In: Israel, Agathe (Hrsg.): Der Säugling und seine Eltern. Die psychoanalytische Behandlung frühesten Entwicklungsstörungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 103–128.
- Freudenschuß, Ina (2012): Vom Recht auf Stillen zur Pflicht der Mutter: Elemente eines globalen Stilldiskurses. In: Gender, 3, S. 138–145.
- Frommer, Jörg (2007): Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung in Konvergenz: Gibt es Möglichkeiten, voneinander zu lernen? In: Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen 61, 8, S. 781–803.
- Heß, Pamela (2010): Geschlechterkonstruktionen nach der Wende. Auf dem Weg zu einer gemeinsamen politischen Kultur? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, Helga (2006): Sozialisation und Geschlecht in kindheitssoziologischer Perspektive. In: Bilden, Helga / Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 121–138.
- King, Vera (2013): Symbolische und reale Vaterlosigkeit in Deutschland infolge der NS-Zeit und ihre weiteren Auswirkungen. In: Stambolis, Barbara (Hrsg.): Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten. Beiträge zu einem historischen und gesellschaftlichen Schlüsselthema. Weinheim: Beltz / Juventa, S. 33–54.

- Klein, Regina (2000): Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit“ der tiefenhermeneutischen Erkenntnis. In: BIOS 13, 1, S. 79–97.
- Kortendiek, Beate (2010): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 442–453.
- Quindeau, Ilka (2013): Jenseits der Geschlechterdichotomie – eine alteritätstheoretische Konzeptualisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit. In: Bidwell-Steiner, Marlen / Babka, Anna (Hrsg.): Obskure Differenzen: Psychoanalyse und Geschlecht. Psychoanalyse und Gender Studies. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 175–192.
- Rendtorff, Barbara (2003): Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter. Weinheim / Basel / Berlin: Beltz.
- Rusconi, Alessandra / Wimbauer, Christine (2013): Paare und Ungleichheit(en) – eine Einleitung. In: Rusconi, Alessandra / Wimbauer, Christine / Motakef, Mona / Kortendiek, Beate / Berger, Peter A. (Hrsg.): Gender Sonderheft 2. Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung. Opladen / Berlin / Toronto: Budrich, S. 10-36.
- Schon, Lothar (2002): Sehnsucht nach dem Vater ... Die Bedeutung des Vaters und der Vaterlosigkeit in den ersten drei Lebensjahren. In: Steinhardt, Kornelia / Datler, Wilfried / Gstach, Johannes (Hrsg.): Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 15–28.
- Statistisches Bundesamt (2013): Elterngeld: Väterbeteiligung mit 27,3% auf neuem Höchststand. Pressemitteilung Nr. 176 vom 27.05.2013. https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/05/PD13_176_22922.html [Zugriff: 18.6.2015].
- Wippermann, Carsten (2014): Jungen und Männer im Spagat: Zwischen Rollenbildern und Alltagspraxis. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung zu Einstellungen und Verhalten. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.).